

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

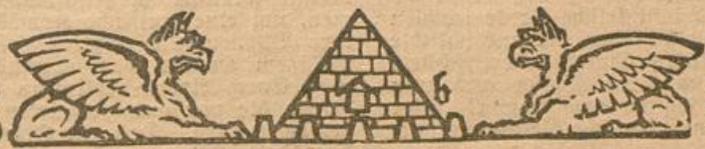
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

9.7.1922 (No. 28)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 28



9. Juli 1922

Franz Hirtler / Max Bittlich.

Von einer „badischen Literatur“ zu sprechen, mag für die Registrierung des in unserem Lande sichtbar werdenden geistigen Lebens wertvoll sein, eine Bedeutung für die Erkenntnis des Wesens der badischen Dichter und ihrer Werke hat dieser zusammenfassende Begriff kaum. Nicht nur darum, weil zwei wesensverschiedene Volksstämme in unserem geographisch vielgestaltigen Lande wohnen, und weil dieses langgestreckte Gebiet erst verhältnismäßig spät eine politische Einheit wurde, ist es schwer von einer ausgesprochen badischen Prägung geistiger Dinge zu sprechen, sondern hauptsächlich das Fehlen eines Mittel- und Sammelpunktes des literarischen Lebens, wie ihn etwa Bayern in seiner Landeshauptstadt besitzt, macht es schwer, in all den innerhalb der gelbten Grenzpfähle erscheinenden Werken ein Gemeinsames zu erkennen. Der Wille zu solcher Zusammenfassung besteht erfreulicherweise. Die von Prof. Dr. Desterling herausgegebenen Gelbten Bücher sowie seine fortlaufend in der „Pyramide“ gehaltene Badische Bücherschau sind neben anderen Einrichtungen bedeutsame Förderer dieser Bestrebungen.

Fretlich hat das Herausheben der badischen Literatur aus dem deutschen Schrifttum zunächst hauptsächlich nur den Wert einer Repräsentation anderer literarisch fester zusammengefaßter Bänder gegenüber, aber es mag sein, daß in kommenden Zeiten der Begriff „badisch“ ein deutlicheres Gesicht bekommt als er es jetzt hat. Heute kann er nicht scharf umrissen werden. Traditionen fehlen nicht, sie sind aber zu mannigfaltig und brechen manchmal plötzlich ab, weil es an literarischen Mittelpunkten, an alten feststehenden Einrichtungen und vielleicht an dem Willen der badischen Schriftsteller fehlt.

Zu diesen einleitenden, wahrscheinlich nicht neuen, Gedanken kam ich, als ich versuchte, Max Bittlich als badischen Dichter zu charakterisieren. Ich mußte ablassen davon, weil mit einer solchen Einreihung nicht viel gesagt wäre. Trotzdem sollen diese Ausführungen ein Beitrag zur (im oben erklärten Sinn) repräsentativen badischen Literaturgeschichte sein, indem sie versuchen, etwas über das Werk eines namhaften, bei uns heimisch gewordenen Dichters auszusagen.

Unter den lebenden Schriftstellern Badens steht Max Bittlich in der vordersten Reihe. Sein Werk gehört nicht nur der Laufzeit, in der er geboren ist und der er schon mit zwanzig Jahren die „Spreewaldgeschichten“ schenkte, auch nicht allein seiner Wahlheimat im badischen Oberland, aus der heraus ihm sein bis jetzt letztes Werk, der Schwarzwaldroman „Der Sturz ins Glück“ erwuchs, sondern sein Schaffen steht im Rang der großen deutschen Literatur. Seine erzählenden, dramatischen und lyrischen Werke ragen weit über die beiden Heimatgründe, aus denen sie entsprossen, hinaus in das Reich der Dichtung, die eine Angelegenheit der ganzen deutschsprachigen Welt ist. Ein Blick in große Literaturgeschichtswerke (Wag und Koch, Engel), in denen Bittlichs Kunst ehrenvolle Würdigung findet, bestätigt es.

Daß wir den seit über 25 Jahren unter uns wohnenden Dichter in einer zusammenfassenden Betrachtung seiner Werke feiern, und den rüstig Schaffenden an seinem fünfundsünzigsten Geburtstag (allerdings etwas post festum) grüßen, ist also keineswegs nur eine Angelegenheit von uns Badenern.

Am 17. Juni 1867 ist Max Bittlich in der niederlausitzischen Stadt Forst geboren. Von dort aus kam er sehr oft in den

nahen Spreewald, jenes idyllische, von vielen Wasseradern der Spree durchzogene Sumpfsgebiet. Die Eigenart dieser Landschaft und die Urwüchsigkeit ihrer Bewohner, die uns entfernt an das harte und verschlossene Wesen der festlichen Schwarzwälder erinnert, gab ihm die Stoffe zu den „Spreewaldgeschichten“. In diesen Erzählungen wird uns der Spreewald greifbar lebendig, und wir lernen das reiche Volksleben im wendischen Lande kennen mit seinen Spinnstubengebräuchen, Festen und Lebensgewohnheiten. Das rein Heimatkundliche allein ist es nicht, das in diesen Geschichten festsetzt. Die Heimatverkörperung wird, wie Hans Martin Elster in seinem Lebensbild Bittlichs betont, zu einer seelischen Bereicherung für den Leser, indem er erfährt, welche Größe aus dem durch Generationen gepflegten Zusammenhang von Natur und Menschenarbeit erwächst. Die Kunstform dieser Erzählungen ist durchwegs eigenartig. Ein strenger und straffer Realismus waltet, aber er wird nirgends zum Naturalismus, der photographische Treue anstrebt. Immer ist das von der Wirklichkeit Gegebene verdichtet zu starken, eindringlichen Bildern, und das Schicksal der Bittlichschen Gestalten wächst aus ihrer seelischen Art und aus den Bedingungen ihrer Umgebung heraus. Daneben macht sich in diesen Geschichten schon oft ein herber Humor bemerkbar, der die Menschen plötzlich in jene Verklärtheit hebt, in der höheres Verstehen ihrer Sonderlichkeiten sie dem Herzen näher bringt. Darin liegt eine besondere Wesentlichkeit der Bittlichschen Kunst, die in späteren Werken oft, und zwar verstärkt, wieder auftaucht — aber es ist doch nur eine Seite der Art dieses Dichters. Eine Reihe von — nicht in alltäglichem Sinn — humoristischen Erzählungen, die zuerst in Zeitschriften, dann in mehreren Bändchen gesammelt erschienen, gehört hierher. (Sonnenschein, Fidele Kameraden, Schächelgräber.)

Langsamer reifte ein größeres Werk, der Roman „Kämpfer“, heran. Er wurde erst nach der Ueberfiedlung Bittlichs nach Freiburg abgeschlossen. (1903.) Ein bedeutendes soziales Problem ist in diesem Roman aus der neuen Völkerwanderung angefaßt und gestaltet, der Zug der Landbevölkerung in die Industriestadt. Mit Daudets „Fromont junior und Risler senior“ ist das wertvolle Buch verglichen worden, um der treffenden Schilderung der Zustände in einem Fabrikbetrieb willen, seiner dichterischen Art wegen verdient es eher neben die Werke der großen russischen Romanschriftsteller gereicht zu werden. Wieder offenbart sich Bittlichs außerordentliche Gestaltungskraft. Der unerbittliche Realismus seiner Darstellung zeichnete hier eine Reihe unvergeßlicher Charakterköpfe. Im Mittelpunkt des Bildfeldes stehen der alte Bauer Tobias, der auf seiner Scholle verharrt, ein knorriger, eigenwilliger und kernhafter Mensch, und sein Sohn Karl, der mit der ererbten Fähigkeit dem Neuen entgegengeht, eine Fabrik gründet und in schwerem Daseinskampfe mit ungeborener Kraft durchhält. Daneben stehen Gestalten, die der Stadt zum Opfer fallen, wie die Familie Dubian und der als Schnapsbruder im Straßengraben endende Lude. So ist in den „Kämpfern“ die Entwicklung fesselnder Charaktere vor dem Hintergrund eines Weltbildes gestaltet und damit ein echter Roman geschaffen. Was heute unter der Bezeichnung Roman dem geduldbigen Leser vorgelegt wird, ist ja meistens formlose Erzählung, und schon steckt in dem Begriff „roman-

haft" die Erinnerung an üble, unwahrhaftige Mache. An solchen „Romanen“ haben wir einen unheimlichen Ueberfluß, Werke aber wie die „Kämpfer“, die durch ihre lebensstrenge und formlichere Art packen, können gar nicht genug hervorgebracht werden.

In einer neuen Variation bringt Bittrich das Motiv der Lebenskämpfer in seinem 1910 erschienenen einaktigen Schauspiel „Sturmnacht“.

In diesem Drama handelt es sich ähnlich wie in den „Kämpfern“ um einen in schwerem Existenzkampf stehenden Fabrikanten Schmidt und seinen Schwiegervater, den Bauern Gottlieb Klink, der mit dem Tobias des Romanes weisensverwandt ist. Wiederum zeigt sich die ältere Generation, die im Besitz erprobter Lebenspraxis ist, an Tüchtigkeit der neuen überlegen. Ein gefährliches Spiel treibt der Fabrikant mit gefährlichen Wechsellern, die der Schwiegervater einlösen soll. In einer Nacht kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen, die ein schlimmes Ende zu nehmen drohen. Da rettet die entschlossene und aufopfernde Tat eines Weibes den Fabrikanten vor Schmach und Schande: Marie, die Magd des Bauers Klink, zündet die wohlversicherte Fabrik an. Sie ist bereit, die Strafe auf sich zu nehmen, aber ihre Tüchtigkeit wird nun die Andern mitreißen, denen sie zuruft: „Pflügt den Mißwachs um, auf daß er vergessen wird, und laßt frische Ernte wachsen auf anderem Acker! Fort mit altem Plunder, der nur schlechte Gedanken bringt! (Stellt die Stühle übereinander, schürzt den Rock mit dem Strick hoch und gießt Wasser aus zum Scheuern.) Rühr dich, Wirtschaft, sag ich noch immer! Hier muß sauber gemacht werden in allen Ecken, ehe die Sonne wieder hoch kommt!“

Wir Süddeutsche haben für diese nie ermüdende „Tüchtigkeit“, die sich bis zur verbissenen Arbeitsmut steigern kann, staunende Bewunderung. Wir sind vor solcher Unentwegtheit im werktäglichen Lebenskampf zunächst beschämt. Nicht als ob wir uns für weniger leistungsfähig hielten als die Leute im Norden! Aber dann erkennen wir, daß eine andere Wertung der Arbeit dort im Norden besteht als bei uns. Dort gilt Arbeit als etwas absolut Wertvolles, Notwendiges, als Sinn und Ziel des Lebens, im Süden aber hat sie nur relativen Wert. Man halte etwa den grünen Heinrich, den Peter Camenzind oder die Helden der Romane von Strauß und A. S. Wartsch gegen die Bittrich'schen Kämpfer, gegen den Jörn Uhl oder gegen den Paul Meyhöfer der „Frau Sorge“ Sandermanns, und man wird erkennen, wie verschieden die Lebens Einstellung im Norden von der im Süden ist.

„Sturmnacht“ bedeutet einen guten Anfang für den Dramatiker. Hart sind die Gegensätze gegeneinander getürmt. Die Eingangsszenen rufen sofort die lebhafteste Spannung hervor: an welcher Klippe wird das treibende Schiff zerschellen? In den Auftritten der Mitte, in denen die Wogen am höchsten gehen, bringen entschlossener Wille und Lebensfähigkeit die Wendung zum Guten: Marie zündet die Fabrik an, ihre Zerstörung befreit die beiden Familien aus schwerer Bedrängnis, und der alte Klink wird von dem Gift, das er bei Schmidts fand, nicht vernichtet. Leicht erkennt man, daß die Dinge des Alltags, um die es hier zu gehen scheint, symbolisch aufzufassen sind. Bedeutsam ist, daß hier ein Weib die Rettung bringt, und daß zuletzt die Güte aus harter Schale siegreich hervortritt.

Lange noch nach Bittrichs Uebersiedelung in die Hauptstadt des Breisgaus, wo er 1895 die Nachfolge Schleitners und Sohnreys als Chefredakteur der Freiburger Zeitung antrat, gab ihm die Heimat die Stoffe zu seinen Dichtungen. Erst nach völligem Heimischwerden im Süden kam ihm der Drang, die Menschen und die Natur unseres Landes, dichterisch zu gestalten. Im Jahre 1910 erschien „Hagenbachs Ende“, ein Drama vom Oberrhein in fünf Akten. Es bedeutet in Stoff und Form ein Vorwärtsschreiten zu neuen Aufgaben: es ist ein historisches Fambendrama. Wer je in Breisach, dem einstigen „Schlüssel des Reiches am Oberrhein“ eingekehrt ist, kennt den seltsamen Bauer, den diese hochgebaute Stadt ausübt auf den Besucher, der die zahlreichen Ueberreste aus einer bewegten Vergangenheit zu deuten weiß. Noch heute erinnert der Hagenbachsturm an jenen Ritter Peter von Hagenbach, der von Karl dem Kühnen als Vogt über die von ihrem österreichischen Landesherren verpfändete Feste geseht worden war. Ein Urbild des Gessler, ein Condottiere am Oberrhein, so überliefert ihm die Geschichte. Eine Figur, die den Dramatiker anziehen mußte durch die Möglichkeit reichster Ausgestaltung eines nicht alltäglichen Charakters, die zudem vor dem Hintergrund des absterbenden Mittelalters ein lebensvolles Kulturbild der Vergangenheit heraufführen konnte und im Schauspiel der Breisacher Bürger vorbildliche vaterländische Gesinnung offenbaren mußte. Aber damit habe ich schon das Drama Bittrichs gekennzeichnet, in dem alle diese dichterischen Möglichkeiten verwirklicht sind. Bei den Aufführungen, die „Hagenbachs Ende“ in zwei Spielzeiten am Freiburger Stadttheater erfuhr, erwies sich seine kraftvolle Bühnenwirksamkeit. Es wäre sehr zu wünschen, daß das dichterisch wertvolle Werk jetzt auch an anderen Bühnen herauskäme. Mehr als in den Jahren vor dem Krieg vermögen wir uns jetzt einzufühlen in die Seelen der bedrückten Breisacher Bürger. Und ist es

nicht unbedingt notwendig, heute immer wieder darauf hinzuweisen, daß auch gewalttätige Tyrannenmacht eine Grenze hat? Hier tut es ein Dichter. Das Land am Oberrhein ist Bittrich zu besonderem Dank verpflichtet, daß er in Hagenbach und seinem Weib, Barbara von Thengen, zwei Statuen aufgerichtet hat, in denen ein Stück unserer leiden- und ruhm-vollen Vergangenheit uns immer wieder grüßt. Wie diese beiden Menschen aus anfänglicher Fremdheit zusammen wachsen in der Todesnähe, ist ergreifend geschildert. Wiederum ist es ein Weib, die herbsüße Barbara, die das erlösende Wort spricht.

Mit dem Hagenbachdrama hat Bittrichs Kunst eine bedeutsame Ausweitung erfahren. Seine von Anfang an vom Impressionismus, von der reinen Wirklichkeitswiedergabe fortstrebende Art hat hier eine Höhe der Geistigkeit erreicht, auf der sich die Komödie „Adams Heimkehr“ nicht durchweg hielt, die aber in seiner Lyrik und in seinen Novellen zu neuen Gipfelpunkten anstieg.

„Adams Heimkehr“ entstand 1916. Die Seele des Dichters flog aus dem schweren Ernst des dritten Kriegsjahrs in das heitere Reich der Komödie. Ein glücklich gewählter Stoff, die frohe Laune eines echten Humoristen und die Fähigkeit, dramatisch wirksam zu gestalten, wirken in diesem Stück zusammen, um eine treffliche Komödie entstehen zu lassen, die 1920 ihre Bühnentaufe empfing. Bittrich hat mit seinem volksmäßigen Humor das originelle Problem einer Doppelhe (das Enoch Arden-Motiv) in eine lebhaft bewegte Handlung gelegt, die von gutgezeichneten Gestalten aus dem Volksleben getragen wird. Daß ein Heimkehrer, der Adam und Luifus Fritz Adam, nach zwanzigjährigem Umherwandern das Nest von einem Andern besetzt findet, könnte zu tragischen Geschehnissen führen; Bittrich wendete die Situation zum Komischen, indem er den früheren Gatten den Nachfolger aus seiner trübseligen Gedächtnis- und spießbürgerlichen Zufriedenheit aufweden und zum Schluß Beide der doch nicht genügend gewichtigsten Gattin davongehen läßt. Die an Spitzweg erinnernden Humore dieses Stücks schlagen bisweilen in jene Ausgelassenheit über, die das Kennzeichen der echten Komödie ist. Die Absicht, volkstümlich zu wirken, hat den Dichter freilich manchmal zu einer gewissen vorlauten Deutlichkeit des Alltäglichen verführt, und es liegt vielleicht am Stoff und an der Handlung, daß man an einigen Stellen die Wärme vermisst, die man von einem Bittrich'schen Lustspiel erwartete.

„Adams Heimkehr“ vermeidet die Anwendung der Mundart und spielt in einem ungenannten Komödienland, man erkennt aber leicht, daß Bittrich Gestalten seiner Heimat schilderte. Mit dem 1919 erschienenen Roman „Der Sturz ins Glück“ war der Dichter wieder in unseren Gauen. Daß er sich inzwischen Land und Leute gründlich angesehen hatte, bezeugen seine beiden trefflichen Monographien „Der Schwarzwald“ (bei Velhagen und Klasing in Leipzig) und „Freiburg i. B.“ (bei Westermann in Braunschweig). So konnte dem Lausitzer Dichter das Wagnis gelingen, einen Schwarzwaldroman zu schreiben. Daß er sich nicht damit begnügte, die Requisiten dieser Bergwelt um irgend eine Romanhandlung herumzubauen, sondern aus innerer Einfühlung seine Schwarzwaldhelden und ihr Schicksal gestaltete, ist bei Bittrich selbstverständlich.

Engelbert Petermann und Priska Niesle gehen von der Viehweide aus, wo sie den Kuß der Jugendfreundschaft tauschen, auf getrennten Wegen in das Leben hinaus. Engelbert, der Suchende, eine problematische Natur, ein echter Alemanne, wird von seinem Herzen, das sein Schicksal ist, auf seltsamen Pfaden hin und her getrieben, bis er, schon gealtert und resignierend, in sein Glück stürzt. Priska geht trotz ihrer Veranlagung zur Abenteuerin auf geraderem Wege und findet sich schneller zurecht. Ihre Güte und Entschlossenheit zu einem späteren Glück bringt Engelbert die Erlösung. So erweist sich auch in diesem, wie in früheren Werken Bittrichs, das Weib als die Stärkere dem Schicksal gegenüber. Und wiederum sind Kämpfer geschildert, kraftvolle Naturen, die mit dem Leben in täglichem Ringen liegen. Aber Engelbert ist doch aus anderem Stoff gemacht als die norddeutschen Kämpfer. Er lebt nicht nur im unermüdbaren Händeregen und im zielbewußten Drauflosgehen. Ihm sind Beschaulichkeit und gelegentliches Spintisieren nicht fremd. Er ist ein Träumer und hat etwas von dem, was dem Fremden am Alemannen als närrisch er scheint, krause Schnörkel zwischen treuherzigen Charakterzügen.

Bemerkenswert anderen Schwarzwaldberzählungen gegenüber ist an Bittrichs Roman, daß er den in den heutigen Industrie- und Fremdenbetrieb verstrickten Schwarzwald zeigt und so das herkömmliche, unwahr gewordene, „Schwarzwald-idyll“ aufgibt.

Von den neueren Erzählungen, die noch nicht in Buchform erschienen sind, ist hier „Das Himmelbett im Böhmerwald“ abgedruckt. An ihr kann manche Eigenart der Bittrich'schen Kunst erkannt werden. „Gesund und tüchtig“ sind die meisten seiner Helden und Heldinnen. Alalbert Hauser hält es nicht aus dort, wo er satt und behaglich, aber in Enge und Untätigkeit leben könnte. Man denkt an den Grünen Heinrich (der Urausgabe), der im Grafenschloß wertvolle Zeit verjährt, und

es fällt einem der Ausdruck Hartmanns von der Au vom Verlegen eines Helden ein. Ein Zeitverräumen und Verlegen kennen die Helden Bittrichs nicht. Sie handeln nach dem Spruch Logans, eines Landsmanns unseres Dichters:

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht genützt, den hast du nicht gelebt!

Von dem Iyrischen Werk Bittrichs kann hier leider nur kurz gesprochen werden. Noch ist nichts von dem, was in den Zeitschriften zerstreut ist, gesammelt zu einem Bande. Das ist zu beklagen, denn trotz der hohen Anerkennung, die man seinen erzählenden und dramatischen Werken zollen muß, sind die Gedichte das Wertvollste und Wesentlichste, das Bittrich geschaffen hat. Aus ihnen erst gewinnt man das Gesamtbild des Dichters. Sie sind reicher und bunter, vielseitiger und klingender als die meisten Lieder, die in unserer Zeit gedichtet wurden. Wen überfällt nicht hohe Beglückung beim Lesen einer Strophe wie dieser, die ich ohne lauges Suchen aus einem Pfingstgedicht herausgreife:

Alle Wunder glühen,
Sich schöpfungsfelig aus;
Meine Heimat, sonst lauter Mühlen,
Ist heute ein Blumenkraut.

Bittrichs Iyrische Art ist nicht die etwa Martin Greißs, der kleine Bilder mit wenigen Strichen nach Natureindrücken entwarf. Es genügt ihm nicht, einen Zustand, eine Stimmung, ein Gefühl darzustellen: immer schiebt zwischen den Zeilen hervor ein Geistesfunke, der den Gegenstand seines Liedes heraushebt aus der Zufälligkeit und Beziehungslosigkeit. Die

Eigenwilligkeit der vom Geist aus gestalteten, von Eindruck und Erlebnis nur angeregten Verse ist modern im besten Sinn, d. h. sie gibt völlig Neues. Auch im Wortklang und Rhythmus sind Bittrichs Gedichte von selbständiger Art, wäherlich, aber nie gesucht. Er paßt unmittelbar und wird nie matt im Ausdruck. Verse gibt es, die in überwältigender Wucht einerschreiten wie die, die er dem Freiburger Münster widmet, aber bis zur zartesten und süßesten Kantilene reicht das Register seiner Iyrischen Töne. Eine großartige Bildkraft ist ihm eigen, die sich bis zum visionären, von der Wirklichkeit losgelösten Schauen steigert. Eine Vorstellung davon kann das folgende Gedicht geben, in dem der kosmische Vorgang des Tag- und Nachtwechsels an Menschlichseellichem gemessen wird:

Der Erdball hing im Himmelhohen Schacht,
Dunkler Genosse heitrer Sonnensfunken;
Still schwebten beide staunend durch die Nacht,
Gleich Augen in ein Augenpaar versunken.

Ein Glockenfeld goß Morgenflut ins Tal
Und schuf aus Sternen lachenfrohe Kehlen,
Und blauer Schacht und grüner Erdenaal
Eröten sonnig wie verliebte Seelen.

Die Linie von Max Bittrichs dichterischem Schaffen ist heute auf einer Höhe angelangt, die verheißungsvoll ist für das, was er weiterhin plant. Möge ihm der badische Heimathoden Anregung und Kraft geben zu neuen Werken. Der verehrungsvollen Teilnahme an seiner Kunst kann er in seiner zweiten Heimat besonders sicher sein.

Max Bittrich / Silberne Nacht.

Silber aus silberner Schale
Schenkt das bestirnte Blau
Deinem träumenden Tale,
Leuchtender Heimatgau.

Aus deinen Wassern glänzen
Fluten von himmlischem Licht,
Das sich an weißen Kränzen
Singender Büsche bricht.

Und ihre Liederfunken
Sprühen mir durch den Sinn,
Bis ich in Licht versunken
Sang, Erde und Himmel bin.

Max Bittrich / Das Himmelbett im Böhmerwald. / Erzählung.

Auf der Flucht vor einem Unwetter geriet der wander- und abenteuerlustige Leipziger Student Adalbert Hauser in ein altes Schloßchen im Böhmerwald, darinnen ihn Baron Gerlach und seine puppenhaft zierliche Tochter Josephine freundlich aufnahmen.

Der Schlossherr lud den wie vom Sturm hereingewehten Gast ein, das Ende des Landregens bei ihm abzuwarten, zu dem sich das Gewitter ausgebildet hatte; der Student sagte zu, erzählte von der heimatischen Wasserkaute und von Jugendstreichen, spielte Schach mit dem Alten und dem Baroneßchen und hatte, wenn er sich auch nicht als Meister des Schachs entpuppte, so doch sonst gewonnenes schönes Spiel. Denn die beiden jungen Leute besiegten sich abwechselnd. Der Student erkaunte Josephine gern als Siegerin an, und sie war nicht minder befriedigt, den jugendkräftigen Besucher im Sturm erobert zu haben.

Doch nur einige Tage brachte der Reiz des Neuen den Studenten in einen Rausch, dem er sich gleichsam geschlossenen Auges hingab; dann erwachte er auch sinit daraus. Und zwar ging der Weg der Selbstbestimmung merkwürdig genug über ein üppig hergerichtetes, mit dicken Seidenstoffen verhängtes Himmelbett, in dem er hier schlafen sollte, dessen Duft ihn jedoch nicht zur Ruhe kommen ließ, also daß er sich in den paar schlaflosen Nächten zur Klarheit durchrang.

Nein, sagte er sich, nein, Adalbert! Was soll dir eine Puppe, was dir gesundem Menschen ein so verweichlichendes und duftendes verhängtes Himmelbett in einem stillen Schloßchen, gerade dir, der stark genug ist, sich der Kraft zu verbinden, dir, der viel zu schwer ist, über Puder und Schminke zu schweben, dir, der Gesundheit zur Natur gefellen soll! Also, rief er sich zu, hinaus aus diesem Lager!

Nachdem er zu diesem Schluß gelangt war, nach dreitägiger Anwesenheit, kleidete er sich in aller Herrgottsfrühe an, um ohne lange Erklärung davonzugehen. Er wollte schriftlich Abschied nehmen. Aber die Tür des Hauses war noch verschlossen, und so mußte er doch warten, bis er vor den Gastgebern stand.

Nun nahm er Abschied und dankte dem Baron für die freundliche Aufnahme. Und da sich das lockige Kind an der Tür an seine Brust warf, entschuldigte er sich mit Pflichten auf der Hochschule und in seiner elterlichen Familie, die vielerlei Schicksal wild durcheinander würlen, und sagte, er werde die kleine Freundin gewiß nicht vergessen. Und falls sie ihm hin und wieder ein Lebenszeichen gäbe, so werde der Adalbert Hauser nicht zum letztenmal bei ihr gewesen sein.

Man wechselte denn auch verschiedene Briefe. Nach Jahren, als Hauser die kerngesunde Tochter eines Hamburger Großkaufmanns heimgeführt hatte, fand ihn auch die Nachricht seiner Freundin aus dem Böhmerwald, ihr Vater, Baron

Gerlach, sei heimgegangen, und sie plane, nicht gar so tief im Walde sitzen zu bleiben. Vielmehr habe sie in der Nähe der heißen Quellen Karlsbads einen neuen Sitz erwerben lassen. Da werde sie von Besuchern eher zu erreichen sein.

Der Ueberraschte wollte eine geeignetere Stunde zur Antwort abwarten, weichere Stimmung, größere Beschaulichkeit, als sie ihm diese Minute gewährte. An einem behaglichen Winterabend, in wohliger warmer Stube, verriet er seiner jungen Frau das ehemalige Abenteuer.

Weißt du, wir warten, bis uns der Weg einst miteinander über die Grenzen Oesterreichs führt!" sagte seine Frau. „Und dann wollen wir drei uns gemütlich zueinander hocken und lachen. Fröhlichkeit befreit wohl auch euch am besten aus den alten Spinnweben!"

Er sagte zwar ja dazu; allein eine innere Stimme beredete ihn, zuerst eine Zusammenkunft unter vier Augen zu suchen. Denn obwohl er den Humor liebte und für Redereien der Liebe empfänglich war, dachte er an die Möglichkeit, bei Karlsbad eine rasch zerfallene, an einstige Reize gar nicht mehr erinnernde Ruine zu finden. Und offenen Spott mochte er nicht.

Abermals verflossen Jahre, ehe ihn Geschäfte nach Böhmen führten. Als er nun dort durch Reichenbergs Straßen wanderte, blickte ihn plötzlich Josephine Gerlach an — in der Erinnerung. Himmel, dachte Hauser, jetzt solltest du nach Karlsbad rutschen!

Bald auch fuhr er durch das Land, bis er an einer Haltestelle in der Gegend Karlsbads, die nicht viel mehr war als eine rosenumwächerte Laube, wieder auf festen Boden trat. Die Sonntagsglocken riefen in dieser Stunde von nah und fern und machten die Seele noch gefügiger zur Aufnahme des Klangs auch versunkener Gloden.

Nicht lange darnach stand Hauser vor der Wohnung Josephinens; zwischen zwei stark beschneiten, lindhohen Hecken draußen an der Landstraße leuchtete ihr weißes Haus.

Wie ein verlassenener Kahn in der Windstille, dachte der Hamburger, als er das Besitztum sah. Er blickte über das alte, breite, doch merkwürdig niedrige Gesträuch und die slavisch zurechtgestutzten Bäume, unter denen, wie auch in einer Laube in Dornenhecken, hier und da ein weißer Tisch leuchtete. Hauser wunderte sich, nichts Blühendes zu finden außer brennend roten Nelken der vor den Fenstern aufgebauten Kaktusen, dem Zwischending zwischen Pflanze und Tier. Er staunte noch, als aus dem Gebäude eine kleine Dame mit etwas ergrautem Haar trippelte, ein paar mal hinaus in das Land blickte und sich dem Beobachter näherte.

Gottverdort! dachte der Hamburger, duckte sich hinter den glattrasierten Heckenzaun zur Seite des Gartens und startete

die Erscheinung genau an. „Noch so etwas wie ein Kaktus mit Dornenwärtchen!“ fuhr es ihm durch den Kopf, als er ein ziemlich getreues Bild der Dame genommen hatte, so runzelig war ihr Antlitz. Zu gleicher Zeit belästigte der Geruch des Himmelbetts abermals seine Nase — nach Jahrzehnten! Unglaublich!

So hatte er das Bedürfnis, einen kräftigen Schnaps zu sich zu nehmen. Er lief zurück in das Dorf an der Haltestelle und saß eine halbe Stunde später im schattigen Garten des Gasthauses, bestellte außer dem Zwetschgenwasser eine Flasche dunklen Weines und fragte nach der Geschichte des neuen Gerlach'schen Schloßchens mit dem schrullenhaften zugestutzten Garten.

„Rohherzig ist die alte Dame,“ erklärte ein Gast; „ich sage: sie läßt jede Pflanze in ihrem Garten verstümmeln, nur um selber die Größe zu bleiben, soweit sie die Welt erblickt über ihre Heden hinweg!“

„Das ist's!“ stimmt ein Zweiter zu. „Auch die Dienstmädchen müssen Batschel-Enten sein!“

„Lauter tote Gewächse hat sie um sich versammelt und von Tieren liebt sie nur, was wie ein Kaktus ausschaut: Schildkröten!“

„Ja, und sogar der Gärtner, der im Frühjahr und Herbst alles, was wachsen will, nach dem Zentimetermaß zurechtstutzen muß, sieht aus wie unten abgeätzt!“ fügte die Wirtin hinzu.

Häuser, der immer wieder seinen Wein trank, sah nach dem sechsten Viertelchen des Nebenastes ganz deutlich Stachelgewächse und Getier im Himmelbett herumhopsen. Und als er sich zusammenriß, gestand er sich, ihm werde ein Mittagessen guttun.

Noch während er den Fisch zerlegte, erkundigte er sich, wann der nächste Zug hier abfahre. Ja, da hätte er lange warten müssen. Darum entschloß er sich, nach Karlsbad zu pilgern und von dort aus einen Schnellzug zu benutzen.

Der Tag war warm, der Wein feurig. Häuser tappte durch das von Korn und Heu duftende Land und stand abermals vor dem Hause Josephinens.

Gedanken und Körper hielten nicht mehr recht zueinander, sondern strebten gesonderten Wegen zu. Die Weine marschieren zwar noch, aber der Geist war in einem rätselhaften Beharrungszustand verbleibt und hielt einen einzigen Wunsch fest: ruhen in dieser friedvollen Natur, den Kopf auf eine der kühlen weißen Tischplatten legen!

Nur eine Minute niederlassen! Doch wie ein Verschmachtender nur einen Augenblick in den Schnee sinken will zur Sammlung neuer Kraft und dabei einschläft und erfriert, so klapperten dem müden Wanderer hier die Augen zu, während das Ohr noch die Vögel hoch in den Lüften jubeln hörte.

Und der Traumgott kam und führte Häuser: Bahnwagen und Schiffe erschienen; der Wein funkelte; auf Schildkrötenbeinen watschelnde Kaktien tauchten ihre feurigen Blüten in den roten Trank. Ein kleiner Junge erschien, Adalbert Häuser benamset, der Stammhalter des Hamburger Hauses, der aufwuchs wuchs bis zum forschenden Jüngling in studentischem Wuchs glänzte, gleich einem Zirkusreiter auf die Schildkröte sprang und hohe Schule ritt. „Water! Water!“ schrie er. „Junge!“ schrillte der Vater auf. „Komm her!“

Dabei schlug der alte Adalbert die Augen auf und sah sich allein auf weiter Flur, — oder huschte im selben Augenblick eine dünne weibliche Gestalt in das Haus?

„Gottverdoril!“ rief er abermals wie vor mehreren Stunden und ließ zu gleicher Zeit zweierlei Wahrnehmungen auf sein Bewußtsein wirken: die Natur trug die Schleier der Abenddämmerung, und vor ihm auf dem Tisch stand ein Glas perlend frischen Wassers.

Von wannen war der Trunk gekommen? Wer war die entschwundene Weiblichkeit?

Hastig blickte er sich noch einmal um und war, heidi, der Pfanddeckung des Dornengebüschs entflohen.

Als er im Bahnwagen saß, gestand er sich unverhohlen, er habe das Recht erlangt, über einen recht alten Schafstovf zu lachen. Zu Hause aber war er wochenlang, zu stiller Bewunderung seiner Frau, ein Spielball der Laune: einmal verschlossen, bald wieder ausgelassen wie ein junges Hühlein.

Nach einigen Wochen las er im Geheimen ein Briefchen aus Böhmen, das mit freundlichen Wünschen begann und endete und dazwischen von einer sonderbaren Begegnung im Sommer berichtete: von einem Herrn, der stundenlang im Garten Josephine Gerlach's zugebracht, bis Auguste, das Dienstmädchen, den Schlafenden umschlichen habe, um ihn vor der Nacht zum Reden zu bringen über Zweck und Absicht. Erst habe der Mann wie im Fieber geredet: von einem Himmelbett voll Schildkröten und von Stachelschweinen, endlich auch nach Wasser gerufen. Und als Auguste dem anscheinend Kranken ein Glas frischen Wassers zugeschoben, sei er aufgesprungen und habe wie geistesabwesend seine Umgebung angestarrt, „also daß wir in das Haus geflohen sind, um die Tür zu verriegeln. Aber das Sonderbarste zum Schluß: Auguste bringt am nächsten Morgen mit dem Wasserglas ein Kursbuch aus dem Garten. Was steht darauf? Häuser! Und welche Bahnstrecken sind eingekleidet? Hamburg—Berlin—Reichenberg—Karlsbad. Und ich weiß heut noch nicht des Rätsels Lösung.“

Die kannte nun zwar der Leser des Briefes, aber er antwortete allerhand Liebenswürdiges, ohne die ihm zugeworfene Nuß aufzubeißen. Fortan öfter zu schreiben, versprach er. Auch wolle er darüber nachsinnen, wie die seltsame Geschichte aufzuklären sein möchte.

Auch diese zärtliche Verheißung war ein Erfolg der Partet im Böhmerland: vergessen hat er dich nicht; eines Tages bricht die verhaltene Blut doch durch!

Aber in den weiteren Briefen schlummerte die Blut auch ferner unter der Asche von Zeit und Raum. Zuschriften kamen mit halben Zusagen für die nächsten Jahre und Gründe für nochmaligen Aufschub: Ueberlastung, Abspannung, nötige Auslandsreisen!

Und notgedrungen traf endlich eine unerwartete neuartige Zusage in Böhmen ein: da der Vater nun dem früheren Adalbert Häuser fast in nichts mehr ähnelte, denke er daran, in einigen Jahren seinen Sohn als Friedensapostel zu senden — in einigen Jahren, denn da wird er, der junge Adalbert, das getreue Ebenbild des ehemaligen Studenten sein und schon selber Leipziger Studiosus!

Und abermals vergingen Jahre.

An einem Abend, nachdem Vater und Sohn fröhlich gewesen waren und die Becher hatten klingen lassen in Erinnerung an des Vaters Studienzeit, Vater Häuser sogar die Mandoline genommen und gespielt und gesungen hatte, konnte der Sänger lange nicht Ruhe finden. Er plauderte, als ziehe alles Leben noch einmal an ihm vorüber. Kleine und große Züge berichtete er dem Sohn in echter Kameradschaft — auch sein Abenteuer im Böhmerwald. Und er meinte lachend, wortbrüchig werden möchte er trotz so starker Verzögerung nicht. Falls der Sohn auf seiner geplanten Ferienwanderung nach Wien etwa auch den Böhmerwald berühren sollte —

„Papachen wird auf die alten Tage romantisch.“ „Es ist mehr Reugier, und zugleich löse ich mein Wort ein — das ist's! Ich bin nicht mehr jung, da bringt man die Bücher des Lebens gern in Ordnung. Willst du also bei passender Gelegenheit ihr guten Tag sagen als mein Abgeandter und stellvertretendes Ebenbild, so hast du meinen Beifall.“

Auf dieses Wort hin wollte der Sohn den Auftrag ausführen, und schon in den Herbstferien marschierte er frank und frei gen Karlsbad und zu dem Heim der Baroness Gerlach, fand auch freundlichste Aufnahme, sollte mindestens einmal übernachten und saß einen langen Abend im Lampenschein dem ehemals schwarzlockigen Fräulein gegenüber. Als Andenken hatte er ein Bild des Vaters mitgebracht.

„Nun hab ich ihn doch noch wieder“, sagte das alte Fräulein. „Einmal als getreue Kopie — aber Sie gehen wieder. Und dann im Bild; das wenigstens wird mir keine Macht mehr nehmen.“

Dann auch erzählte sie von der rätselhaften Erscheinung im Garten, von Kursbuch, Wasserglas und Flucht eines verdächtigen Fremden — und der Student staunte, begriff aber auch. Und sie konnte sich nicht genug tun, zu schildern, wie sie von der Erinnerung gezehrt habe so viele Jahre hindurch. Während sie kein Ende fand, gingen des jungen Mannes Gedanken andere Wege.

Alles recht schön, dachte er, du bist eine kluge und anhängliche Frau! Aber du sitzt im Mottenwinkel und blickst nicht mehr darüber hinaus. Alles zu seiner Zeit! Die Vergangenheit ehren, doch die Hände rühren für die Gegenwart! Neues Leben kannst du dir nicht mehr schaffen. Schaffe zufriedenes Leben — auch das ist etwas!

Er bat, sich zurückzuziehen zu dürfen in das Zimmerchen, das ihm bis zum Morgen der Abreise angeboten war, und ohne Verabschiedung in früher Stunde scheiden zu dürfen.

Wenige Minuten später stand der jetzige Student gleich dem ehemaligen vor einem Himmelbett, und wie in früheren Zeiten stieg der Duft der Kissen über die seidene Decke.

Der Student weilt noch lange am Fenster und dachte an ein rothadiges Mädchen in der Musenstadt. Spät erst streckte er sich auf das weiche, reiche Lager, und zeitig erhob er sich, riß das Fenster auf, atmete die Kraft des Herbstmorgens und war in wenigen Minuten reisefertig.

Als er ins Freie trat, leuchteten ihm noch die Sterne.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, Wer lange sitzt, muß rosten!“

fang er, während Josephine heimlich hinter den Gardinen ihm nachblickte.

Ach, gestand sie sich, die frische, fröhliche, unbesorgte Jugend — sie bleibt das Herrlichste!

Und wenige Tage nachher erhielt ihr Gärtner den Befehl, im Frühjahr seine Schere nicht so stark wie bisher anzuwenden, sondern den gewaltsam zurechtgestutzten und an der Erde gehaltenen Gewächsen mehr Spielraum zu gönnen, auch Blumen reichlicher zu pflanzen!

Seitdem fühlen Hecken, Bäume und Sträucher nicht mehr unsinnigen Zwang, sondern dürfen der Wesslerin sogar über den Kopf wachsen und lustig gen Himmel streben.

Die Leute im nahen Dorf erzählen, auch Gärtner, Diener und Dienerrinnen fühlen sich jetzt heimischer als je bei der alten Einfielerin, und ein milder Wein der Menschenliebe gedeihe und fliehe jetzt an der Stätte ehemaliger Verkümmern.